

rung der Lage der Glaubenden und der Kirche in der Gesellschaft. Unter den Marxisten aber bedeutet das Symposium eine Unterstützung für jene, die sich für eine offenere, tolerantere und wissenschaftlich vertiefte Behandlung der Religion bemühen.

3.7. Beim Dialog der Glaubenden mit den Nichtglaubenden geht es aber letztlich nicht nur um einen Dialog der Christen mit den Marxisten, sondern um den Dialog mit allen materialistisch ausgerichteten Gruppierungen. Es scheint, daß der Dialog heute das einzige echte humanistische Mittel ist, damit wir zu einem besseren gegenseitigen Verständnis kommen, zur Toleranz und zur Annahme anderer Standpunkte in ihrer Andersartigkeit. Der Dialog ist der ethische Imperativ unserer Zeit.

Wir hoffen, daß der Versuch der Belebung des Dialogs zwischen Marxisten und Glaubenden in Ljubljana in Zukunft nicht isoliert bleiben und – neben Ungarn – auch in anderen östlichen Ländern, besonders aber auch im Westen neu aufgenommen wird.

Bei der Verwirklichung des Dialogs zwischen den Glaubenden und Nichtglaubenden ist auch die Frage wichtig, wer der Träger bzw. der Organisator eines solchen Dialogs sein soll. Von seiten der Glaubenden haben wir verschiedene Institutionen, Universitäten, Fakultäten, die neben dem römischen oder dem nationalen Sekretariat für die Nichtglaubenden Träger und Initiatoren eines solchen Dialogs sein könnten. Von seiten der Atheisten kämen nicht so sehr politische, wohl aber wissenschaftliche oder allgemeine kulturelle Institutionen in Betracht.

Ideologische und weltanschauliche Spannungen in der gegenwärtigen Welt, die sich zum Teil in den Grundlagen des gigantischen Kampfes zwischen West und Ost finden, zum Teil aber als selbständige Gebiete der gesellschaftlichen, kulturellen und ideologischen Gegensätze bestehen, rufen geradezu nach einem Dialog. Ist es also nicht eine geschichtliche Pflicht der Glaubenden, Bedingungen für einen Dialog mit den Nichtglaubenden zu schaffen, für einen solchen Dialog immer wieder bereit zu sein, dazu aufzufordern und geeignete organisatorische Formen eines solchen Dialoges zu suchen?

Miklos Tomka

Wie das Lebenszeugnis von Gläubigen auf Ungläubige wirkt

Erfahrungen in einem sozialistischen Land (Ungarn)

In einer Gesellschaft wie der ungarischen, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs stark kirchlich-konfessionell geprägt war, hat der Niedergang der zu sehr der Tradition verhafteten Institution Kirche ein besonders hohes Ausmaß angenommen – nicht ohne kräftige Mitwirkung des atheistischen Marxismus. Zugleich richten sich aber die Hoffnungen vieler Menschen auf Christentum und Christen und gibt es eine erstaunliche Hinwendung insbesondere jüngerer Menschen und intellektueller Kreise zu Glaube und Kirche. – Die Analyse Tomkas dürfte nicht nur beispielhaft für das Verhältnis von Gläubigen und Ungläubigen in einer Reihe von sogenannten sozialistischen Ländern sein, sondern auch Tendenzen, Gefahren und Chancen für die Kirchen in unseren westlichen Ländern aufzeigen. red

Zum Verhältnis von Gläubigen und Ungläubigen

Es gibt drei Fakten, die das Verhältnis von Gläubigen und Ungläubigen in Ungarn maßgeblich beeinflussen: ein rascher Zerfall der traditionellen christlichen Kultur und der bekannten Form der „Amtskirche“; die trotzdem vorhandene Präsenz, ja Virulenz des Christentums als eines gesellschaftlichen Phänomens und schließlich eine allgemeine Ideologiemüdigkeit und ein Mißtrauen jeglicher Bürokratie, Organisation, Institution oder Macht gegenüber. Als Folge dieser Fakten sind an erster Stelle die Schwächung der Tradition, die Ohnmacht der kirchlichen Institution sowie ein weltanschauliches und ein Werte-Vakuum zu nennen. In positiver Weise kann vielleicht auch von einem Hunger nach neuen Werten gesprochen werden. Es fragt sich nur, woher Werte und Leitbilder kommen sollen und wer sie authentisch vertreten kann. Die Lebensfähigkeit des Christentums ist häufig auch für Nichtchristen Grund genug zur Hoffnung, in den Gläubigen und in ihrer

Überzeugung die gesuchte Anleitung und Maßstäbe finden zu können. Christen werden damit nicht nur als Individuen, sondern auch als Kenner verborgener Wahrheiten, vielleicht auch als Träger einer geheimen Kraft angesehen.

Von der Qual der Leere – zur Wahrnehmung der anderen Personen

Ob Haß und Neid oder Neugierde und Sehnsucht dahinterstecken – das Christentum wird als Felsen im stürmischen Wandel betrachtet. Wie kann man aber aus diesem Reservoir der Werte schöpfen, wenn man jeder Ideologie zu mißtrauen gelernt und die Sprache als Träger der Lüge erkannt hat? Trotzdem ist diese Qual der Leere kein Zeichen der Hoffnungslosigkeit, sondern Läuterung und Grundlage des Neubeginns. Der Anfang ist freilich nicht der Dialog, noch weniger Unterricht und Lehre, sondern die Bereitschaft zur Wahrnehmung der anderen Person, oder einfacher, das Lernen aus der Lebenspraxis des anderen. Das Verhältnis zwischen Gläubigen und Ungläubigen wird also schlicht und einfach davon bestimmt, wie sich die Christen den Herausforderungen des Alltags stellen.

Die Schwäche offizieller Ideologien klärt die Verhältnisse

Früher wurden diese Zusammenhänge häufig durch historische Hypothesen, wie die Liaison zwischen Thron und Altar, die ehemalige Machtposition der Kirche u. a. m. verdunkelt. Das Staatskirchentum ist jedoch inzwischen lediglich Geschichte, ohne irgendwelche Aktualität. Wiederholt sorgte für andersgeartete Verwirrung die jeweilige offizielle Ideologie, die vor Jahrzehnten religionsfreundlich, später dann religionskritisch die Bedeutung von Religion und Kirche festzulegen gedachte. Die Abnahme des Interesses an weitreichenden Ideologien und die Zuwendung zur persönlichen Erfahrung nahm diesen Einflüssen den Wind aus dem Segel. Die drei Fakten, die Säkularisation, die Präsenz und das hohe Ansehen des Christentums sowie der Argwohn den „offiziellen“ oder „von oben“ vorgeschlagenen Entwürfen gegenüber treten zunehmend klar

zutage. Durch sie werden der soziale Standort und die Funktion der Christen wie auch das Verhältnis von Gläubigen und Ungläubigen für alle sichtbar und in eindeutiger Weise bestimmt.

Politik und Entchristlichung – der Verlust der Werte

Die schnelle Entchristlichung der letzten Jahrzehnte läßt die Vermutung aufkommen, daß politische Kräfte in den letzten zwei Epochen stark mitgewirkt haben:

1. Die Verflechtung zwischen dem gesellschaftlichen und politischen System und den Kirchen galt (bis 1948) als einer der Garantien

– der de facto obligatorischen Mitgliedschaft in irgendeiner Konfession (verbunden damit, daß alle Kinder getauft, die Ehen ausnahmslos in der Kirche geschlossen, die Toten religiös bestattet wurden);

– einer allgemeinen religiösen Praxis (z. B. mit einer 50- bis 80prozentigen Quote der Sonntagspflichterfüllung); jedoch in den meisten Fällen auch

– einer subjektiv empfundenen Zugehörigkeit zur Kirche.

Diese traditionsgebundene, die gesamte Gesellschaft prägende Religiosität ist vor allem vom sozialen und ökonomischen Wandel – von der starken Mobilität, Verstädterung, Industrialisierung – angegriffen worden.

2. Es wäre aber falsch, die Kirchenpolitik der stalinistischen Zeit oder die atheistische Komponente des Marxismus in ihrer Bedeutung unterschätzen zu wollen. Eine eindeutige religiöse Identifikation konnte 1970 bei etwa 50, 1980 bei weniger als 40 Prozent der Bevölkerung nachgewiesen werden. Getauft wurden 1970 noch 86 Prozent der Kinder aus katholischen Ehen. Die Daten der größten ungarischen Diözese (Vác) deuten für die Zeit von 1970 bis 1980 einen weiteren, 20- bis 25prozentigen (!) Rückgang an. Die Sonntagsmesse wird im Landesdurchschnitt von knapp zehn Prozent der katholisch Getauften besucht.

Dieser Erdrutsch im weltanschaulichen Bereich bedeutet jedoch nicht eine entsprechende Zuwendung zum Marxismus, jedenfalls nicht in Fragen des Alltags, der Moral, der Wertsetzungen, des sozialen Lebens.

Manche sozialpsychologische Untersuchungen belegen, daß der Marxismus die persönliche Lebensgestaltung kaum zu beeinflussen vermag. Die Entchristlichung bringt also nicht nur die Zerbröckelung des früheren weltanschaulichen und Werte-Konsenses, sondern für viele den Anfang einer Wertlosigkeit und einer gestörten (oder fehlenden) Fähigkeit zur Gemeinschaftlichkeit. In Kreisen von Intellektuellen wird der Verlust der Werte und des Gemeinschaftsbewußtseins als der größte Problemherd der ungarischen Gesellschaft angesehen. Weniger wissenschaftlich sollte wohl von einer Zunahme des Egoismus und der Konsumhaltung auf Kosten höherer Ideale, insbesondere der Mitmenschlichkeit, gesprochen werden. Die Bewußtwerdung der genannten Mangelerscheinungen provoziert jedenfalls geradezu die Suche nach Werten und Idealen wie auch nach Trägern dieser Werte.

Der religiöse Aufbruch bei jungen Menschen und Intellektuellen

Das Christentum ist bei uns jahrzehntelang als ein Relikt der Geschichte dargestellt worden. Die Annahme seines baldigen Verschwindens hat sich freilich nicht bewahrt. Die Hartnäckigkeit, nicht aus dieser Welt verschwinden zu wollen, macht allerdings so ein Relikt noch nicht anziehend und befolgungswürdig. Über Sinn und Bedeutung des Christentums sagt weder die Zahl der knapp eine Million regelmäßig praktizierender Christen viel aus noch der vier- bis fünfmal so hohe Anteil der Menschen, die sich als religiös einstufen. Merkwürdig ist dagegen, daß inmitten der Säkularisation gerade die Jugend, junge Erwachsene und Menschen mit höherer Bildung von diesem Christentum fasziniert werden. Der religiöse Aufbruch der letzten Jahre – vor allem in den genannten Gruppen – ist eine kleine Sensation. Die charakteristische Lebensführung, gelegentlich auch eine radikal verstandene Nachfolge Christi demonstrieren die Möglichkeit und die Kohärenz einer christlichen Praxis. Bei der steigenden Nachfrage nach Orientierungshilfen und praktikablen Lebensmodellen wird dieser Ansatz leicht zum Kristallisationspunkt.

Signifikantes Abweichen der christlichen Haltung vom gesellschaftlichen Durchschnitt

Es gibt manche Bereiche, wo die christliche Haltung signifikant vom gesellschaftlichen Durchschnitt bzw. vom Gewohnten abweicht. Dazu gehören vor allem die guten menschlichen Kontakte in der Familie (die sich u. a. in einer niedrigeren Scheidungsquote manifestieren), die hohe Bewertung des Lebens (und in der Folge eine größere Geburtenhäufigkeit und eine überdurchschnittliche Familiengröße), die Akzeptierung der eigenen Verantwortung anderen Menschen, besonders den Älteren gegenüber usw. Dazu gehört des weiteren die Sinnfindung bzw. das Grundvertrauen, die allen Konflikten und Krisen des Lebens gegenüber erhaben sind. (Die hohe Selbstmordquote Ungarns macht es zu einem Erfolg, wenn in einer Gruppe kein Selbstmord vorkommt.) Dazu gehören schließlich die Einstellungen zum Eigentum, zur Arbeit und zur Gesellschaft, die alle von einer gewissen sozialen Verantwortung gekennzeichnet sind, im Gegensatz zum verbreiteten egoistischen, nackten Pragmatismus des „normalen“ Bürgers. Natürlich wäre es eine grobe Fälschung, die „sündige Gesellschaft“ den Christen (mit ausgewogener, gesunder und wertvoller Haltung) gegenüberstellen zu wollen. Es dürfte aber stimmen, daß die mit vielen Sorgen belastete und desorientierte Gesellschaft (oder wenigstens viele Individuen dieser Gesellschaft) wenige gelungene Versuche zur Überwindung ihrer Probleme kennt. Gelingt es jemandem oder vielleicht sogar einer Gemeinschaft, im eigenen Alltag die Sinnhaftigkeit des Lebens wiederherzustellen und mindestens für den eigenen Gebrauch die innere Zerrissenheit der Welt und des Individuums zu heilen, wird dieser Erfolg als der Stein der Weisheit angesehen.

Erwartungen als Maßstab

Christen und Christentum werden damit in eine bestimmte Rolle versetzt. Die an sie gestellten Erwartungen sind Maßstäbe, an denen sie nun gemessen werden. Erwartungen und Maßstäbe sind allerdings in diesem Falle

relative Größen: indirekte Zeichen der Unsicherheiten des Menschen und der Gesellschaft. Den Erwartungen wird also zum Teil schon durch die Sicherheit der Frohen Botschaft entsprochen. Der Anspruch des Christentums wird auch dann als brauchbare – ja vielleicht als einzig vorhandene – Grundlage angesehen, wenn er von den Christen nur dürftig verwirklicht wird. Nichtsdestoweniger ist es dieser Anspruch, welcher die Grunddimension des Verhältnisses von Gläubigen und Nichtgläubigen bestimmt.

Zugleich Anachronismen und Verheißungsträger

Ihrer beachtlichen Zahl zum Trotz werden Christen in Ungarn nicht selten als Bewohner fremder Gestirne, als Spielverderber oder einfach als Anachronismen angesehen – die anscheinend nicht zu ihrem Vorteil handeln und sich nicht nach den Umständen richten. Ohne die Berechtigung dieser Urteile zu erwägen, soll aber gleich der entgegengesetzte Akzent genannt werden: Jene, die auf ihrem Weg in Not geraten, in ihren Hoffnungen enttäuscht sind, ihre Ziele verloren haben, öffnen sich für jede Verheißung. Was früher fremd war, wird zur Quelle, von wo vielleicht ein Hinweis kommen kann. Die eines Spieles überdrüssig geworden sind, sehen auch Spielverderber mit anderen Augen an. Was davor als anachronistisch empfunden wurde, wird vielleicht als altbewährt beurteilt. Die Einschätzung der Gläubigen und ihres Glaubens ist also nicht von der eigenen Lebenserfahrung zu trennen. Ob diese Bewertung nun kritisch oder positiv, ob sie ablehnend oder zustimmend ist, einer besonderen Aufmerksamkeit ist sie auf alle Fälle gewiß – von Einzelnen wie auch von Institutionen der Gesellschaft.

Die Gemeinsamkeit der Probleme . . .

Es gibt Stellen und Funktionen, die in Ungarn nicht für Christen vorgesehen sind. (Dazu gehören z. B. alle Berufe der Erziehung und des Unterrichts.) Hier kann man schlecht von den Beziehungen zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden sprechen. Ansonsten aber stehen Christen und

Nichtchristen vor denselben Fragen des beruflichen und sozialen Lebens und arbeiten zusammen am gemeinsamen Wohl. Bei dieser Gemeinsamkeit der Probleme und des Handelns betrifft die erste Frage nicht die weltanschauliche Ausrichtung, wohl aber die Fähigkeit, sich mit den Schwierigkeiten auseinanderzusetzen und sie gegebenenfalls zu lösen. Ein gelungenes Familienleben, Lust an der Arbeit, ausgeglichene Sozialkontakte usw. machen einen Menschen, der aus dem Glauben zu leben versucht, sowieso auffällig – und die Umgebung neugierig darauf, wie das erreicht wurde. Dann, aber erst dann, werden über Motive und Überzeugung Fragen gestellt, die natürlich nicht ohne Antwort bleiben dürfen.

. . . und die notwendigen Anstrengungen und Entscheidungen

Die Antworten sind notwendig. Beweiskräftig sind sie nicht. Wertentscheidungen kann man meistens nicht „erklären“. Die Entscheidung für eine größere Familie muß u. a. durch wirtschaftliche Abstriche bezahlt werden. Eine Entscheidung für mehr und engere menschliche Beziehungen geht auf Kosten der eigenen Freizeit und Unabhängigkeit. Gewissenhafte Arbeit, die nicht mit höherem Lohn vergolten wird, scheint eine Vergeudung der Kräfte zu sein, die man auch anderswie einsetzen könnte . . . Vielleicht kann man sagen, all das wäre Geschmackssache. Die Freiheit des Menschen bestünde gerade darin, zwischen verschiedenen Gütern wählen zu können. Die wirkliche Frage betrifft freilich weder die Möglichkeit der Wahl noch die Neigungen und Geschmacksrichtungen, sondern den menschlichen Gesamtgewinn aller dieser Entscheidungen, ihr Beitrag zur Bereicherung der Person oder schlicht zum Glück. Die Antwort wird dementsprechend von der Praxis, vom Leben gegeben.

Konsequenz der Praxisverbundenheit

Diese Praxisverbundenheit hat eine eigenartige Konsequenz. Wert und Bedeutung des Christseins werden grundsätzlich am Zeugnis der einfachen Mitbrüder, der Bekannten

in Haus und Arbeit, der Laienchristen gemessen. Eine Ausführung und Deutung des Glaubensinhaltes wird zwar mit Interesse aufgenommen, aber eben erst zur Erklärung schon erkannter Werte, also erst in zweiter Instanz (und immer begleitet mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber der nicht ganz durchschaubaren intellektuellen Schlaueit). Die Beziehungen zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden sind Kontakte zwischen Gleichen, also zwischen Menschen in ähnlichen Lebenslagen, mit ähnlichen Anstrengungen. Die Gewohnheit der Situation ist die Garantie dafür, daß die Probleme und die Lösungen echt sind – und nicht Schaustücke mit fragwürdigem Wirklichkeitsgehalt. Die Vorkenntnisse aus dem eigenen Leben machen das Verhalten des Anderen deutbar und bewertbar. So erfaßt man instinktiv, in welchem Maße es sich um existentielle Entscheidungen handelt.

Praxisbezug, Wirklichkeitsgehalt, existentielle Betroffenheit sind unerläßliche Bausteine des christlichen Zeugnisses. Leute, die von ihrem Amt her oder kraft ihrer Funktion Werte und Lebensstrategien vermitteln wollen, können diese Schallmauer nicht durchbrechen. Sie werden immer mit dem Verdacht belastet, aus Berufspflicht zu dozieren – zu einer Zeit, wo Worte und Argumente allseits mißbraucht werden und dementsprechend ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. Ideologen wie Kirchenleute sind Statisten oder vielleicht Verwalter des jeweiligen kulturellen Hinterlandes, nicht aber Träger der Konfrontation und der Verständigung zwischen Gläubigen und Ungläubigen.

Nur das Zeugnis kann Glauben wecken

Christen werden also teils nach ihrem Verhalten, teils ihrer eigenen religiösen Identifikation entsprechend in ihrer Umwelt als Gläubige akzeptiert. Es bleibt aber noch die Frage, woher sie die Legitimation und die Selbstsicherheit haben, sich als Christen auszugeben. Für viele existiert diese Frage gar nicht. Sie sind von Geburt an Christen. Ihre Zugehörigkeit ist für sie eine Selbstverständlichkeit, die noch nie in Frage gestellt worden ist. Die Zahl solcher Menschen nimmt allerdings mit der Säkularisation

rapide ab. In der Atmosphäre der entschiedenen Zurückhaltung jeglicher Organisation gegenüber kann die formale Mitgliedschaft in der Kirche die notwendige innere Sicherheit nicht geben. Zum Tragen des Christseins sind enge menschliche, gemeinschaftliche Beziehungen unentbehrlich. Für manche waren diese in der Familie gegeben. Andere finden solche erst im späten Alter in christlichen Kleingruppen. Letztere geben außerdem die Gewähr, daß Ungläubige auch dann den Weg zu den Gläubigen finden können, wenn Institution und Organisation befremdend wirken*.

Gerhard Prieler

Haben Jugendzentren noch Zukunft?

Auf dem Hintergrund jahrelanger Erfahrungen in verschiedenen österreichischen Jugendzentren gibt der Autor zunächst einen kritischen Rückblick auf Konzept und Praxis der bisherigen Jugendzentrums-Arbeit. Da sich Situation und Selbstverständnis der Jugendlichen seit den 70er Jahren stark gewandelt haben, hält Prieler auch eine Weiterentwicklung der Jugendzentrums-Konzepte für notwendig und bietet dafür Anregungen. Obwohl der Beitrag zunächst die Situation in Österreich zugrunde legt, dürften die Bedenken und Anregungen auch für die Jugendarbeit in anderen Ländern hilfreich sein. red

Die im Titel gestellte Frage mag vielen, die Jugendzentren nur von ferne kennen, seltsam erscheinen. Schließlich gibt es diese Form der Jugendarbeit – zumindest im Bewußtsein der Öffentlichkeit – doch erst seit wenigen Jahren.

Tatsächlich fand der Boom der Jugendzentrums-Idee in den frühen 70er Jahren statt. Darüber hinaus existierte bereits davor eine Reihe von Jugendzentren, meist unter der Trägerschaft der Jesuiten oder der Salesia-

* Vgl. dazu: A. Szennay – F. Tomka, Kleine Gemeinschaften in der Kirche, in: Diakonia 9 (1978), S. 41–47; T. Nyiri, Christsein in Ungarn, in: kunst und kirche 2/1984, S. 83–89.